

# Lüthy und von Salis : zwei hervorragende Intellektuelle der Kriegs- und Nachkriegszeit

Autor(en): **Kaestli, Tobias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **81 (2003)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341753>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Lüthy und von Salis

## Zwei hervorragende Intellektuelle der Kriegs- und Nachkriegszeit

Die Stimmen der beiden Deutschschweizer Historiker Jean Rudolf von Salis und Herbert Lüthy wurden weit über die Landesgrenzen hinaus gehört. In einer Zeit, als das Nachdenken über eine demokratische und friedliche Erneuerung Europas gefragt war, hatten sie dank ihrer genauen Kenntnis der politischen Entwicklung der modernen Staatengemeinschaft Wesentliches zu sagen. Von Salis, der Ältere, besass

---

**Tobias Kaestli**

---

die Gabe, die grossen Zusammenhänge mit deutlichen Strichen zu zeichnen. Seine Weltgeschichte der neusten Zeit ist bis heute in mancher Beziehung unübertroffen. Ausserdem war er weltmännisch gewandt, ein geistreicher Causeur und fast überall gern gesehen. Lüthy, der Jüngere, war frecher und angriffiger, ein brillanter Stilist, dessen Essays aus den vierziger und fünfziger Jahren noch heute oder heute erst recht mit Gewinn zu lesen sind<sup>1</sup>. Denn in ihnen erfahren wir, welche Chancen damals, nach dem Zweiten Weltkrieg, verpasst wurden, wie es zur Teilung der Welt im Ostblock und Westblock kam, warum der Schweiz der Ausbruch aus der Isolation nicht im wünschbaren Mass gelang, warum wir Aussenseiter Europas geblieben sind.

<sup>1</sup> Grössere Essaysammlungen sind in den sechziger Jahren bei Kiepenheuer & Witsch erschienen (z. B. der Band «Nach dem Untergang des Abendlandes» von 1964). Sie sind momentan nur noch antiquarisch greifbar. Im Rahmen der Werkausgabe im Verlag Neue Zürcher Zeitung werden sie demnächst als Bde. III und IV neu herauskommen.

Ihre Position als Kommentatoren des Weltgeschehens errangen sich Lüthy und von Salis schon in den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Von Bundesrat Pilet-Golaz dazu beauftragt, trug von Salis allwöchentlich seine Weltchronik vor, die, von Radio Beromünster auf Mittel- und Kurzwellen gesendet, von Millionen von Hörern in einem von den Nazis geknechteten Europa als Stimme der Freiheit empfunden wurde. Eine gestraffte und leicht überarbeitete Auswahl dieser Kommentare erschien 1981 in Buchform<sup>2</sup>. Ähnliches wie von Salis mit seiner Weltchronik leistete Herbert Lüthy mit seiner Kleinen Wochenschau, die er als frisch promovierter Dr. phil. 1942 bis 1944 für das St. Galler Tagblatt verfasste. Diese Texte sind, erstmals vollständig gesammelt, vor wenigen Monaten neu erschienen<sup>3</sup>.

Lüthy spricht unverblümter als von Salis. Er sagt, was ihm am Herzen liegt. Er berichtet auch über die Verhältnisse im Kleinen und über scheinbar Nebensächliches. Die Fesselung von Kriegsgefangenen sind ihm Anlass, über die Missachtung völkerrechtlicher Normen im «totalen Krieg» zu schreiben. Dabei kritisiert er nicht nur die deutsche Seite, sondern auch die Alliierten. Hüben und drüben legt er den gleichen Massstab an. Ein Beispiel: Wo nimmt das Dritte Reich die Arbeitskräfte her, um die Kriegswirtschaft aufrecht zu er-

<sup>2</sup> J. R. von Salis: Eine Chronik des Zweiten Weltkrieges. Radiokommentare 1939–1945. Zürich 1981.

<sup>3</sup> Herbert Lüthy: Fünf Minuten nach zwölf. Die «Kleine Wochenschau» des St. Galler Tagblatts vom September 1942 bis Dezember 1944 sowie Schlussbetrachtungen. Hg. von Irene Riesen und Urs Bitterli. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002. (Bd. I der Werkausgabe.)

halten? Freiwillige aus andern europäischen Staaten helfen mit, sagt die deutsche Propaganda. Lüthy nennt es Zwangsarbeit. Wie sieht es in England aus? Die Arbeitsverhältnisse in den englischen Kohlengruben seien unter allem Hund. Es sei nicht verwunderlich, dass es dort immer wieder zu Streiks komme. «Die Forderungen der Streikenden sprechen in ihrer kümmerlichen Bescheidenheit für sich selbst.» Die Jungen gingen lieber zur Armee als in den Stollen. Die schleichende Arbeitsverweigerung habe zu einer Kohlenkrise geführt, und die englische Regierung sei jetzt zur Zwangsrekrutierung von Arbeitern übergegangen. Die Grubenbesitzer und die Regierung behaupteten, dies sei notwendig angesichts der «trozkistischen Verschwörung», die den Bergbau lahm zu legen drohe. Diese Begrifflichkeit, so Lüthy, habe die englische Regierung von der verbündeten stalinistischen Sowjetunion übernommen.

Wir pflegen die Geschichte des Zweiten Weltkriegs mit der Sicherheit derjenigen zu beurteilen, die wissen, wie es am Ende herausgekommen ist. Es ist ausserordentlich spannend, diese gleiche Geschichte aus der Sicht eines antinazistischen und antistalinistischen Linken von Woche zu Woche in ihrer gerade aktuellen Gestalt mit zu verfolgen. Lüthy erweist sich als umfassend informierter, weltkundiger politischer Analytiker, der scharf und witzig zu formulieren versteht und dank seinem hervorragenden Gedächtnis immer wieder wichtige Bezüge zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem herzustellen vermag. Während von Salis, dessen Texte einer Vorzensur unterlagen, sorgfältig darauf zu achten hatte, keine ausländische – und auch nicht die eigene! – Regierung zu beleidigen, konnte Lüthy einen grösseren Spielraum nutzen. Natürlich machte er einen Unterschied zwischen dem verbrecherischen Hitlerregime und den Alliierten, aber er traute auch diesen nicht so recht. Gegenüber dem schweizerischen Bundesrat und dessen Flüchtlingspolitik

meldete er Vorbehalte an. Entscheidend war für ihn die Erkenntnis, dass Krieg auf allen Seiten Unrecht schaffe und es deshalb in erster Linie darum gehe, diesen Krieg möglichst rasch mit einem Sieg über die Nazis zu beenden.

Es wäre viel zu sagen über die Weltchronik und die Wochenschau. Aber eigentlich handelte es sich nur um Präliminarien. Von Salis und Lüthy sehnten die Nachkriegszeit herbei, und wir sollten ihnen dabei folgen, statt uns unablässig an den Kriegsjahren festzubeissen. Nachkrieg hiess Aufbau einer friedlichen Welt, und dazu sollten die beiden Schweizer Historiker ihren wichtigen Beitrag leisten. Erst jetzt lernten sie sich persönlich kennen. «In diese Zeit fallen auch die Anfänge meiner Bekanntschaft mit Herbert Lüthy und François Bondy», schreibt von Salis in seiner Autobiographie. «Die journalistischen Beiträge dieser eminent begabten Schweizer liessen aufhorchen. Beide gehörten in der Nachkriegszeit zu den bekanntesten und begehrtesten internationalen Publizisten und zu meinen nächsten Freunden<sup>4</sup>.»

Von Salis, der sich vor dem Krieg zuerst als Student, dann als Korrespondent des «Bund» in Paris aufgehalten hatte, war seit 1935 Geschichtsprofessor an der ETH. Dorthin sollte ihm Lüthy 1958 folgen. Vorher gingen die beiden noch getrennte Wege. Von Salis war ein beehrter Vortragsredner und Kommentator; er reiste viel herum, engagierte sich für ein föderalistisches Europa ohne nationale Gegensätze. Als Mitglied einer von Bundesrat Petitpierre eingesetzten Sachverständigengruppe trat er für den Beitritt zur UNO ein. Er glaubte, die Schweiz könne der schädlichen Isolation, in die sie wegen ihrer Rolle während des Zweiten Weltkriegs geraten war, nur dadurch entrinnen, dass sie sich weltoffen zeigte und die Zusammenarbeit mit der Staatengemeinschaft suchte. Im September 1946 nahm er an den

<sup>4</sup> J. R. von Salis: Grenzüberschreitungen, zweiter Teil, Zürich 1978, S. 255.

erstmals stattfindenden, vom Kanton Genf organisierten *Rencontres Internationales de Genève* teil. Thema war der *Esprit Européen*. So hervorragende Leute wie Karl Jaspers, Georg Lukács, Denis de Rougemont, Jean Wahl und François Bondy waren anwesend. Lukács denunzierte die westlichen Demokratien als entartete Gebilde, die einen falsch verstandenen Freiheitsbegriff hegten. Es gelte die richtige Theorie anzuwenden, um den notwendigen Entwicklungsprozess hin zu einer sozialistischen Ordnung zu beschleunigen. Unter Auslassung des Hitler-Stalin-Pakts von 1939 empfahl er die «Politik von 1941», das heisst eine Politik des Bündnisses zwischen der Sowjetunion und den westlichen Demokratien. Diese Politik habe zum Sieg der «demokratischen Kräfte» über den Faschismus geführt und werde auch zum Sieg der wahren Demokratie über die kapitalistische Scheindemokratie führen. François Bondy bemerkte dazu, es gebe eine offene Gesellschaft, wie sie Jaspers vertrete, in der sogar Lukács seine Ideen äussern könne, und eine geschlossene Gesellschaft, wie sie Lukács befürworte, in der Jaspers niemals für seine Ideen einstehen könnte. Diese von Bondy vorgebrachte Kurzformel entsprach genau dem, was auch von Salis und Lüthy dachten.

Bondy und Lüthy lebten und arbeiteten damals in Paris. Sie schrieben für grosse Zeitschriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. Lüthy bereitete daneben seine Habilitationsschrift über die «Banque Protestante en France» vor, die in zwei Bänden 1959 und 1961 erscheinen sollte. Auch als Professor an der ETH hörte er nicht auf, sich in essayistischer Form pointiert zu aktuellen politischen Problemen zu äussern. Fast immer positionierte er sich zwischen allen Parteien. Er liebte es, Für und Wider abzuwägen, ohne das eine ganz anzunehmen oder das andere ganz abzulehnen. Nach bestem Wissen und Gewissen prüfte er, was von den Mächtigen dieser Welt gesagt wurde, kri-

tisierte die Lügenhaftigkeit der propagandistisch verwendeten Begriffe, entlarvte pompös vorgetragene Ideen als blosser Ideologien. Stand er inzwischen eher rechts, wie es seine häufige Kritik an den Kommunisten vermuten liess? Oder war er ein besonders raffinierter Linker, der ein wenig nach links austeilte, um dann umso heftiger nach rechts dreinzuschlagen? Es fehlte ihm die milde Abgeklärtheit des Kollegen von Salis; er machte sich angreifbar. Dafür waren seine Texte um so spannender zu lesen.

1954 publizierte Lüthy in Emil Oprechts Europa-Verlag in Zürich den grossen Essay «Frankreichs Uhren gehen anders»<sup>5</sup>. Es geht in diesem auch in englischer, französischer und italienischer Sprache erschienenen Meisterwerk zunächst um das Verhältnis zwischen dem Gaullismus und dem Kommunismus, um die Entstehung einer dritten Partei und allgemein um die Entwicklung der politischen Verhältnisse, dann aber auch um die Entwicklung der Wirtschaft, der Verwaltung und der Kultur des Landes, das seine Wahlheimat geworden war. In einem besonders interessanten Kapitel geht er auf die damalige Rolle Sartres ein. Anders als diesen beeindruckt es ihn nicht, dass die Kommunisten von ihrem Prestige als hauptsächliche Träger der Résistance profitieren. Er schont sie so wenig wie die Sozialisten, die Gaullisten und die Radikalen. Am heftigsten aber kritisierte er den mächtigen Verwaltungsapparat, der mentalitätsmässig irgendwo im 19. Jahrhundert stecken geblieben sei. Diese Feststellungen eines Schweizer wurde von vielen Franzosen stirnrunzelnd zur Kenntnis genommen; manche Verantwortungsträger dürften sie sich aber zu Herzen genommen haben. Ein kleiner Beleg für die nachhaltige Wirkung: In seiner 1983 veröffentlichten Autobiographie nahm Raymond Aron Bezug darauf und bemerkte, in den dreissig

<sup>5</sup> Herbert Lüthy: *Frankreichs Uhren gehen anders*. Hg. von Irene Riesen und Urs Bitterli. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002. (Bd. II der Werkausgabe.)

Jahren seit dem erstmaligen Erscheinen von Lüthys Buch habe sich Frankreich stark modernisiert, so dass man nun sagen könne, Frankreichs Uhren gehen nicht anders.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wurde Lüthy ähnlich wie von Salis ein Sachverständiger, der von Politikern gerne konsultiert wurde. Die junge deutsche Bundesrepublik, aber auch der schweizerische Bundesrat wollten von seinem Wissen profitieren. Man ist versucht zu sagen, dass die Deutschen besser auf ihn hörten als die Schweizer. Jedenfalls wurde Lüthys kluger und gut begründeter Vorschlag, den ehemaligen Berner Jura als zwei von Bern unabhängige Halbkantone zu konstituieren, nicht in die Tat umgesetzt, während Helmut Schmidt als deutscher Bundeskanzler fast Punkt für Punkt umsetzte, was er aus einer Diskussion mit Lüthy gelernt hatte<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Diese Diskussion hatte 1964 im Rahmen des Berge-dorfer Gesprächskreises stattgefunden.

Seit 1971 war Lüthy Professor an der Universität Basel, daneben Mitglied des IKRK, Mitglied des Vorstands der Schweizer Monatshefte und Mitherausgeber des *Journal of Contemporary History*. Er schrieb keine grossen Werke mehr. Eine schwere Krankheit setzte seiner Tätigkeit enge Grenzen. Seit Mitte der siebziger Jahre verstummte er für die Öffentlichkeit. Von Salis dagegen war produktiv bis ins hohe Alter, schrieb seine Lebenserinnerungen, liess sich vernehmen, gewährte Interviews. Er ist in breiten Kreisen zum Begriff geworden. Den im November 2002 verstorbenen Lüthy kennen viele Jüngere nicht mehr. Man wird ihn neu entdecken müssen.

Tobias Kaestli ist Historiker und lebt als freier Autor in Luzern. Er arbeitet an einer Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, die, einem Gedanken von Herbert Lüthy folgend, den Titel «Selbstbezogenheit und Offenheit» tragen soll.